

Mitteilungen

Dornbirner Geschichtswerkstatt
c/o Dornbirner Museumsverein
Stadtarchiv, Marktplatz 11, 6850 Dornbirn
www.dornbirner-geschichtswerkstatt.com

IN DIESER AUSGABE:

	Seite
<i>Monatsthemen und Exkursionen – Übersicht – Jahresbericht 2005</i>	2
Anton Ulmer: <i>Historische Dachziegel</i>	3
Harald Rhomberg/Hildegard Oprießnig: <i>Zacharias Wehinger - Dornbirner Schreiber und Ammann</i>	6
Bruno Oprießnig: <i>Das Waschhaus in der Sebastianstraße</i>	9
Ulrich Rhomberg: <i>Der Wundarzt Dr. Michael Lecher (1802-1853) und seine Nachkommen</i>	11
Harald Rhomberg: <i>Johann Kaspar Feurstein (1702-1759) – ein Dornbirner auf der Insel Mainau</i>	17
Bruno Oprießnig: <i>Aus den Zeitgerichtsprotokollen – Es geistert im Wida</i>	21
Bruno Oprießnig: <i>Korrekturen und Ergänzungen</i>	22

Jahresbericht 2005: Monatsthemen und Exkursionen

Januar 2005

Bruno Oprießnig:

Rückschau 2004 – Vorschau 2005

Harald Rhomberg:

**Aus der „Geschichte der Stadt Dornbirn“ -
die Grafen von Hohenems und ihre Beziehung zu Dornbirn, Teil 4**

Februar 2005 - Bruno Oprießnig:

Digitalisieren von Urkunden – Kniffs, Tricks und Tipps – Erfahrungsaustausch

März 2005 - Horst Taitl:

Gespräche über den historischen Wert von Feldpost 1914-1918

April 2005 - Anton Ulmer:

Historische Dachziegel - Anmerkungen zur Geschichte und Entwicklung in Vorarlberg
(Bericht auf Seite 3)

Mai 2005 - Harald Rhomberg und Hildegard Oprießnig:

Zacharias Wehinger (26. 7.1654-4.12.1727) - Dornbirner Schreiber und Ammann

Juni 2005 - Karl Fischer:

**Medaillen, Geldersatzmittel und Ehrenzeichen, Volkslaufmedaillen und Vereinsabzeichen usw.
aus dem Dornbirner Bereich**

Juli 2005 - Harald Rhomberg:

Der Dornbirner Landammann Martin Mäser II. und sein Wappenbrief von 1576

August 2005 - Bruno Oprießnig:

**Wer war wann für die Verlegung des Steinebachs an die heutige Position verantwortlich und
wie wurde dieser Vorgang datiert?** (siehe Bruno Oprießnig in Dornbirner Schriften Nr. 29, S. 107)

Exkursion am 11. August 2005 - Georg Friebe:

**„Wo floss der Steinebach, bevor er von Menschenhand verlegt wurde?“ Diese Frage wurde
hier aus naturwissenschaftlicher Sicht behandelt.** (siehe Georg Friebe in Dornbirner Schriften
Nr. 29, S. 103)

September 2005 - Bruno Oprießnig:

**Das Waschhaus in der Sebastianstraße – ein kleines Projekt des bedeutenden Baumeisters
Franz Xaver Fässler** (Bericht auf Seite 9)

Oktober 2005 - Ulrich Rhomberg:

Der Wundarzt Dr. Michael Lecher (1802-1853) und seine Nachkommen
(Bericht auf Seite 11)

8. Oktober 2005 - Geschichtswerkstatt im Stadtarchiv (Lange Nacht der Museen):

"Auf Spurensuche! - Familienforschung im digitalen Zeitalter"

November 2005 - Harald Rhomberg:

Johann Kaspar Feurstein (1702-1759) – ein Dornbirner auf der Insel Mainau
(Bericht auf Seite 17)

Dezember 2005 - Manfred Tschaikner:

Der Wunsch nach schnellem Reichtum: Schatzgräberei in Vorarlberg im 18. Jahrhundert

Anton Ulmer

Historische Dachziegel

Anmerkungen zur Geschichte und Entwicklung in Vorarlberg

Bei den vergangenen Monatstreffen hat sich die Geschichtswerkstatt wiederholt mit schriftlichen Dokumenten, wie Inventaren, Feldpost usw. befasst. Einem Dokument ganz anderer Art sollen die folgenden Ausführungen gelten, nämlich dem historischen, handgestrichenen Dachziegel.

Alte Ziegeldächer haben ein charakteristisches, lebendiges Erscheinungsbild. Sie strahlen ein „Leben“ aus, das aus den Spuren der Handarbeit und aus den bei der händischen Produktion entstehenden Unregelmäßigkeiten kommt. Kein handgestrichener Ziegel ist exakt gleich einem andern. Zudem sind auf einem Dach meist Ziegel aus verschiedenen Epochen und Herkunftsorten, was in Formen und Farben sichtbar wird.

Die Entwicklung des Ziegels in Vorarlberg ist nicht eine eigenständige, sondern entspricht weitgehend der der benachbarten Gebiete der Schweiz und Süddeutschlands. Der Dachziegel wurde in unserer Gegend von den Römern eingeführt. Die Herstellung von Baukeramik vor Ort ist durch aufgefundene Ziegelöfen in Feldkirch (Widnau) und in Lochau nahe der Ortsgrenze zu Bregenz (Schanz) belegt. Römische Gebäude waren mit **Leistenziegel** eingedeckt. Diese Dacheindeckung besteht aus zwei Teilen: Der „*tegula*“ und dem „*imbrex*“. Die *tegula* ist eine rechteckige Platte mit längsseitig aufgesetzten Leisten. Der deutsche Begriff Ziegel leitet sich von diesem lateinischen Wort ab. Der *imbrex* ist ein Hohlziegel und überwölbt die Fuge zwischen zwei aneinanderstoßenden Leistenziegel. Dieser Hohlziegel kann als der Vorläufer des Mönches des Mönch-Nonnen-Daches angesehen werden.

Nach dem Verfall des Römischen Reiches vergingen Jahrhunderte bis man nördlich der Alpen von den sogenannten „weichen“ Materialien – das sind Stroh, Schilf, Holz – für die Dacheindeckung abkam und zum Ziegel – einem „harten“ Material – überging. Bei dieser Entwicklung spielten einmal mehr die Klöster eine bedeutsame Rolle. Die ältesten erhaltenen **Flachziegel** sind aus dem 11. Jahrhundert und stammen aus den Klöstern Hirsau, Alpirsbach und aus Allerheiligen in Schaffhausen. Bei diesen Ziegeln, die durchwegs von besonders guter Qualität sind und sorgfältig geglättete Oberflächen aufweisen, handelt es sich um sehr große, über 50 cm lange, bis 25 cm breite und dementsprechend schwere Flachziegel mit Spitzschnitt, das heißt das untere Ende des Ziegels läuft in eine Spitze aus.

Eine frühe Ziegelform, die für Vorarlberg nachweisbar ist, sind **Hohlziegel**.

Das Hohlziegeldach, auch *Mönch-Nonnen-Dach* genannt, war im Mittelalter in verschiedenen Gebieten weit verbreitet, hat sich aber in der hier zu behandelnden Region auf Gebäude, wie Kirchen oder Ansitze gehobener sozialer Schichten beschränkt. Auf diesen Umstand weisen auch Funde hin, die zum Beispiel bei der Ruine Neuburg in Koblach oder bei den Ausgrabungen beim Oberdorfer Turm gemacht wurden.

Über die Verbreitung der Hohlziegel kann derzeit wenig ausgesagt werden, da die Belegdichte noch sehr gering ist.

Neben den Hohlziegeldächern erfuhren die **Flachziegel** eine stetige Weiterentwicklung. Sie wurden in ihren Abmessungen reduziert, also kürzer und schmaler, damit auch leichter und sie nahmen Formen an, die diesem Ziegeltyp den heute gebräuchlichen Namen gaben: *Biberschwanzziegel*.

Ziegelabmessungen und in geringerem Maße Ziegelformen zeigen dieselben regionalen Verschiedenheiten, wie dies bei Hohl- und Längenmaßen festzustellen ist oder auch beim Geld auffällt. Immer wieder versuchte die Obrigkeit Einheitlichkeit durchzusetzen, was in Städten früher gelang, auf dem Lande aber bis weit ins 19. Jahrhundert dauerte. Beispiele solcher Bestrebungen zur Vereinheitlichung sind unteren anderen die in Stein gehauenen Abmessungen für Backsteine und Dachziegel am Portal des Freiburger Münsters oder am Torre del Popolo in Assisi.

Zur Herstellung der Dachziegel.

Die vorindustrielle Ziegelproduktion fand soweit möglich in der Nähe des Bedarfes und/oder der Rohstoffvorkommen statt. In vielen ländlichen Regionen wurde die Ziegelherstellung oft als Nebenerwerb, vor allem zur Landwirtschaft, aber auch zu anderen Berufen oder Gewerben betrieben. Die Mithilfe der Familie war erforderlich. Eigene und fremde Kinder wurden für Handlangerarbeiten

herangezogen. Auch die Frauen mussten mit Hand anlegen. Gar nicht selten haben sie auf Ziegeln ihren Namen hinterlassen.

Das Rohmaterial für die Ziegelherstellung ist Lehm. Wichtigste Voraussetzung für gute Lehme ist ihre weitgehende Kalkfreiheit. Kalkeinschlüsse führen nach dem Brennen durch Aufnahme von Feuchtigkeit zu Schäden (Absprengungen) an den Ziegeln.

Der für die Produktion geeignete Lehm wurde meist im Herbst in der Grube gestochen und von Verunreinigungen, wie Wurzeln oder Steinchen händisch gesäubert. Den gereinigten Lehm ließ man in Becken stark durchfeuchtet („ingesumpft“) überwintern. Durch die Einwirkung des Frostes zersetzte sich der Lehm und wurde für die weitere Verarbeitung aufgeschlossen. Im Frühling wurde das so „gewinterte“ Material durch Schneiden und Stampfen gemischt und geschmeidig gemacht. Fetter Lehm wurde durch Zugabe von Sand oder feinem Ziegelschrot – zerkleinertem, gebranntem Ziegelausschuss – gemagert.

Um zügig arbeiten zu können, waren drei Arbeiter notwendig. Der Zuträger brachte den Lehm portionenweise auf den Tisch, an dem der Ziegler die Ziegel formte und der Abträger trug den fertigen Ziegel ins Trockengestell. Das eigentliche Formen erfolgte auf einem Holzklötz, über welchem ein Tuch lag, das auf einer Längsseite an den Block genagelt und auf der anderen Seite mit einem Stab versehen war. Auf dieses Tuch legte der Ziegler die Ziegelform, den Streichrahmen. In diesen Model drückte er die vorbereitete Menge Lehm hinein. Mit einem Holzstab strich er überschüssigen Lehm bis auf einen Rest ab, aus dem dann die Nase geformt wurde. Nun legte er ein Brettchen, das mit einem Ausschnitt für die Nase versehen ist, auf die fertige Rückseite des Ziegels. Mit dem Tuch wendete er Brettchen und Form, sodass nun die Oberseite des Ziegels bearbeitet werden konnte. Der Ziegler glättete mit der Hand die Oberfläche und versah sie zuerst von oben nach unten mit dem „Abstrich“, dann folgten der „Randstrich“ und der querliegende „Kopfstrich“. Danach wurde der Streichrahmen sorgfältig abgehoben und der Abträger - oft ein Kind - brachte den Ziegel auf dem Brettchen in das Trockengestell. Ein Ziegler konnte auf diese Art 800 bis 1000 Biberschwänze im Tag streichen. Die frisch geformten Ziegel kamen zu Tausenden in Gestelle der Trockenschuppen. Hier trockneten sie leichtem Luftzug ausgesetzt bis zu 3 Monate. Diese großen „Hütten“ waren bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts ein Charakteristikum jeder Ziegelei.

Der nächste Schritt bei der Ziegelherstellung ist das Brennen. Der Ziegelbrand fand anfänglich in **Feldbrandmeilern** statt. Die rohen Ziegel wurden zu einem Meiler aufgeschichtet, in dem Feuerkanäle und Schürlöcher ausgespart blieben. Die Oberfläche war mit Lehm verstrichen und musste ständig auf ihre Dichtheit geprüft werden. Ein Brand dauerte ca. 3 Wochen.

Seit dem Spätmittelalter kommt der **Kammerofen** auf. Er wurde aus vier Umfassungsmauer gebildet und war oben offen. Die Öfen der Ziegeleien der vorindustriellen Epoche hatten im Gegensatz zu den ovalen Töpferöfen einen rechteckigen Grundriss, wodurch sie sich besser zum Stapeln der Backsteine und Ziegel eigneten. Dieser Ofen wurde von unten über die Schürlöcher befeuert. Das Brennen erforderte sehr viel Holz. Die Brennkammer wurde über eine Einfüllöffnung beschickt, dabei kamen zu unterst eine Schicht Kalksteine. Sie lieferten gebrannten Kalk und schützten gleichzeitig die darüber eingebrachten Backsteine („gebackene Steine“, im Dialekt „*Bachostüo*“). Darüber wurden die Dachziegel eingeschichtet und als letztes folgten die Hohlziegel. Die Temperatur beim Brennen soll langsam ansteigen bis sie die Glühhitze von 800 bis 1000° C erreicht. Bei höheren Temperaturen beginnt die Versinterung und Verformung des Materials, was zu Fehlbränden führt. Das Abkühlen muss ebenfalls langsam erfolgen und dauert mehrere Tage.

Ein Brennzyklus vom Einsetzen der luftgetrockneten Rohlinge bis zum Austragen der gebrannten Ware dauerte etwa 3 Wochen. Je nach Größe des Ofens konnten mehrere Tausend Ziegel verschiedener Art auf einmal gebrannt werden. Dazu sei eine Notiz von Kreishauptmann Franz Anton Daubrawa anlässlich seiner Kreisbereisung von 1819 zu Hard zitiert: „*Hier gibt es eine Ziegelbrennerei, in der jährlich 8 – 9 Brände gemacht werden, jeder ungefähr zu 14.000 Ziegel und 80 – 90 Fass Kalk.*“¹

Derartige Kammeröfen waren auch bei uns üblich, wie zum Beispiel die Pläne verschiedener Bauansuchen für Dornbirner Ziegeleien aus den Jahren von 1819 bis 1837 dokumentieren.² Die erste Erwähnung einer Ziegelhütte in Dornbirn geschieht 1766. Im Zusammenhang mit der Nennung der

¹ Zitiert nach Tiefenthaler, Meinrad: Die Berichte des Kreishauptmannes Ebner. Dornbirn 1950. S. 69.

² Matt, Werner (Hg.): Fabriken, Mühlen, Bauernhäuser. Zur Entstehung einer Industrielandschaft. Baupläne für Dornbirn und Umgebung aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dornbirn 1992.

Schmelzhütterbrücke wird die daneben liegende „*zigel hütten*“ angeführt.³ Am 11. September 1774 wird dem Anton Maier an der Sägen erlaubt im Wallenmahd eine neue Ziegelhütte zu bauen.⁴ In dem bereits angesprochenen Zeitraum zwischen 1819 und 1837 liegen 7 Ansuchen für den Bau oder die Erweiterung von Ziegeleien in Dornbirn vor.⁵ Eine ähnliche Situation gibt es für Hard, wo für die Jahre 1838 und 1839 drei Ansuchen um Bewilligung zur Kalk- und Ziegelbrennerei in den Akten des Landgerichtes Bregenz zu finden sind.⁶

Hier stellt sich zwangsläufig die Frage nach der Ursache dieses „Ziegelhütten-Booms“. Zweifellos war es der wirtschaftliche Aufstieg von Dornbirn und anderer Orte der in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zu reger Bautätigkeit und damit zu einem gesteigerten Baustoffbedarf führte. In einem Bericht schrieb 1807 Josef von Ganahl, der höchste Beamte des bayerischen Landgerichtes Dornbirn über die Bautätigkeit, „...*dass zu den Zeiten, wo das Fabrikswesen zu Dornbirn florierte, sehr viele neue Häuser gebaut wurden.*“⁷

Des Weiteren sind Sanierungen und Erneuerungen von Gebäuden in verhältnismäßig großer Zahl durchgeführt worden, wie es die bereits erwähnten Dornbirner Bauakten der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts belegen. Dabei wurde bei diesen Erneuerungsmaßnahmen immer vom flachgeneigten Dach (ca. 25°) mit Legschindeln und Steinbeschwerung auf ein Dach mit Ziegeleindeckung über gegangen, das eine größere Neigung erforderte und mit etwa 45° ausgeführt wurde.⁸

Zur Verwendung kamen dabei Biberschwanzziegel unterschiedlicher Formen. Hier ist vor allem der Umstand erwähnenswert, dass sich in Vorarlberg 2 Regionen mit typischen Formen abzeichnen. Der *Spitzschnitt* ist die typische Ziegelform im Walgau und im südlichen Teil des Rheintales (etwa ab dem Kummenberg). Dagegen hat der *Rundbogenschnitt* als die dominierende Biberschwanzform im nördlichen Rheintal und um den Bodensee sein Verbreitungsgebiet. Die Frage, ob dabei die Grenze zwischen den Bistümern Chur und Konstanz eine Rolle spielte, muss derzeit noch unbeantwortet bleiben. Eine klar gezogene Grenze ist jedenfalls nicht auszumachen. Dies hängt aber auch mit dem Umstand zusammen, dass Ziegel sozusagen zu der Fahrhabe gehören und beliebig verschoben und umgedeckt werden können. Das heißt auch, dass das Alter eines Hauses nicht unbedingt mit der Datierung seiner Ziegel übereinstimmen muss und ein dendrochronologisch datiertes Gebäude muss nicht mit gleichaltrigen Ziegeln eingedeckt sein.

Die ältesten dzt. dem Verfasser bekannten Spitzschnitte stammen aus dem ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts (Kirche St. Anna Thüringen, geweiht 1509). Ihre Spitze schließt einen Winkel von ungefähr 73° ein. Die Ziegel haben eine Länge von ca. 43 cm und eine Breite etwa 16,2 cm. Die Oberseite weist noch wenige und sehr flache Fingerstriche auf. Im Laufe der Zeit werden die Ziegel kleiner und leichter. So sind die meisten Formen im 19. Jahrhundert nur noch ca. 38 cm lang. Im gleichen Zug wird die Spitze der Ziegel immer stumpfer (Winkel von 112 bis 123 °).

Diese Entwicklung zum kleineren, leichteren und damit handlicheren Ziegel ist auch bei den Rundschnitten festzustellen, wobei sich die Form der Rundung änderte und um 1800 meist als flacher Korbbogen oder als Segmentschnitt ausgeführt wurde. Haben Ziegel des 17. Jahrhunderts Längen bis zu 42 cm, sind die Biberschwänze gegen Ende des 19. Jahrhunderts noch ungefähr 37 cm lang.

Die Oberseite der Flachziegel wurde ursprünglich glatt ausgeführt. Bei den ältesten bekannten Vorarlberger Ziegel aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts sind die Oberflächen mit flachen, unsystematischen Fingerstrichen versehen. Im Laufe der Zeit wurden Abstrich und Randstrich tiefer, wobei letzterer oft eine geschwungene Form (Kielbogen) erhielt. Neben dieser aus praktischen Überlegungen (rasche Ableitung des Regenwassers) entstandenen strukturierten Oberfläche, schmückten die Ziegler immer wieder ihre Erzeugnisse mit verschiedenen Ornamenten, Symbolen, Zeichen und Gelegenheitsäußerungen. Mit bloßen Fingern oder mit einem Werkzeug (Stäbchen, Model) wurde in den weichen Lehm geschrieben und gezeichnet. Diese so gestalteten Dachziegel werden allgemein auch als „*Feierabendziegel*“ bezeichnet, da man davon ausging, dass die Ziegler nach Abschluss des Tagwerks am Feierabend noch den einen oder anderen Ziegel verzierten.

³ Stadtarchiv Dornbirn (StAD), Ratsbuch 1737-1768, S. 413.

⁴ StAD, Ratsbuch 1737-1768, S. 132.

⁵ Vorarlberger Landesarchiv (VLA), Bestand Landgericht Dornbirn, Bauakten.

⁶ VLA, Bestand Landgericht Bregenz.

⁷ Zitiert nach Anmerkung 2, S. 9.

⁸ Wie Anmerkung 2.

Zu erwähnen sind noch die glasierten Dachziegel, die man vor allem auf Kirch- und Stadttürmen findet. Sie durften nur von Hafnern hergestellt werden. Derartige Ziegel treten in anderen Gebieten Europas schon im 12./13. Jahrhundert in Erscheinung. Helle bis dunkle Brauntöne und vor allem Grün herrschen bei den Glasuren vor. Für Vorarlberg ist der Erker von 1482 des Hauses Feldkirch, Marktgasse 5 wohl der älteste, leider abgekommene Beleg für glasierte Ziegel und Holzziegel mit Krabbenverzierungen.⁹

Für den Turm der Pfarrkirche St. Martin in Dornbirn sind Lieferungen glasierter Ziegel durch namentlich fassbare Hafner aus Bernegg (Joseph Fritz, 1688), Hohenems (Franz Anton Schnetzer, 1767) und Hatlerdorf (Alois Briel, 1816) belegt.

Mit diesen Ausführungen sollte ein kurzer, keineswegs vollständiger Überblick über die Entwicklung des handgestrichenen Dachziegels gegeben werden. Die Bearbeitung der Ziegelgeschichte im Lande ist bei weitem nicht abgeschlossen. Vor allem sind Fragen der möglichst genauen zeitlichen Zuordnung der verschiedenen Ziegelformen noch weitgehend offen. Mit Jahreszahlen versehene Ziegel führen hier weiter und so wäre der Verfasser für entsprechende Hinweise auf datierte Ziegel sehr dankbar.

Harald Rhomberg

Zacharias Wehinger - Dornbirner Schreiber und Ammann

Geb. 26.7.1654, gest. 4.12.1727

Stammt aus einer **Ammänner-Dynastie**:

Urgroßvater: Bernhard Wehinger (ca. 1540 - ca. 1610), Inhaber des Hubhofs des Klosters Mehrerau, Ammann mehrmals von 1573 bis 1604

Großvater: Andreas Wehinger, Ammann 1651-53

Vater: Georg Wehinger (1624-1682), Ammann 1661, 1662, 1667

Mutter: Barbara Helbock (1625-1661/62), Tochter des Feldkircher Säckelmeisters Hans Helbock und der Anna Mäser (Tochter v. Ammann Martin Mäser II.); 1. Ehe mit Zacharias Herburger

Geschwister des Zacharias Wehinger:

- Maria (* ca. 1644) ∞ Martin Zumtobel, Sohn des Ammanns Bartle Zumtobel

- Maria Rosa (* 1655) ∞ Bartholomäus Zumtobel, ebenso Sohn des Ammanns Bartle

- Andreas (* 1657), Priester in Bregenz (Benefizium zum Hl. Kreuz)

- Agatha (* 1659), Klosterfrau

- Elisabetha (* 1661) ∞ 1. Michael Huber, Sohn des Ammanns Martin Huber (1673-1683),

Kind: Dominikus ("Apronian") Huber, Prior v. Mehrerau

∞ 2. Felix Rhomberg (Ammann 1705-1707)

⁹ Abbildung in Frey, Dagobert: Die Kunstdenkmäler des politischen Bezirkes Feldkirch. Österreichische Kunsttopographie, Bd. XXXII. Wien 1958, S. 228.

Halbgeschwister aus der 2. Ehe des Vaters Georg Wehinger mit Maria Feurstein:

- Barbara (* 1666) oo Martin Rhomberg, Bruder des Thomas u. Felix
- Johannes (* 1668) oo Maria Salzmann, Markt
- Konrad (* 1672), Advokat in Innsbruck

Halbgeschwister aus der 1. Ehe der Mutter Barbara Helbock mit Zacharias Herburger:

- Salomea (* ca. 1635) oo Johann Wehinger
- Martin (* ca. 1640) 3x oo Anna Maria Ludescher, Regula Huber, Magdalena Hefel
- Anna (* ca. 1641) oo Thomas Rhomberg (Ammann 1686-1689, 1697-1700)

Frau: Maria Oxner aus Egg

10 Kinder, folgende 4 Töchter heirateten:

- Anna Barbara (* 1683) oo Konrad Feurstein, Gamswirt Haselstauden, Sohn: Johann Kaspar Feurstein (Ammann 1750 -1757)
- Katharina (* 1685) oo Johann Danner, Markt, dessen Großvater Michael Danner Ammann war
- Agatha (* 1692) oo Johann Michael Rhomberg, Markt (damals reichster Dornbirner, Inventar v. 1755 im Mitteilungsblatt d. Geschichtswerkstatt 3 im Auszug veröffentlicht)
- Maria Franziska (* 1693) oo Johann Michael Danner (Ammann 1741- 1745), Sohn des Franz Danner (Ammann 1708 -1715, 1723 - 1729, 1732-1737)

Wohnsitz / Beruf: möglicherweise Marktplatz 8, Adlerwirt

Gerichtsschreiber: 1679-1692

Landammann v. Dornbirn: 1692-1697

Ammannamts-Verweser: 1702-1704

Hildegard Opreßnig
Zacharias Wehinger

seine Schrift - eine kleine Analyse (StAD, GB1, S.2. – Dornbirner Zeitgerichtsprotokolle auf CD-ROM!)



Den 5 ten gbris 1679 hat Herr Ammann Bartlin ZuTobel Buessenght



gehalten Und Nachfolgende Freffler forgestelt worden.



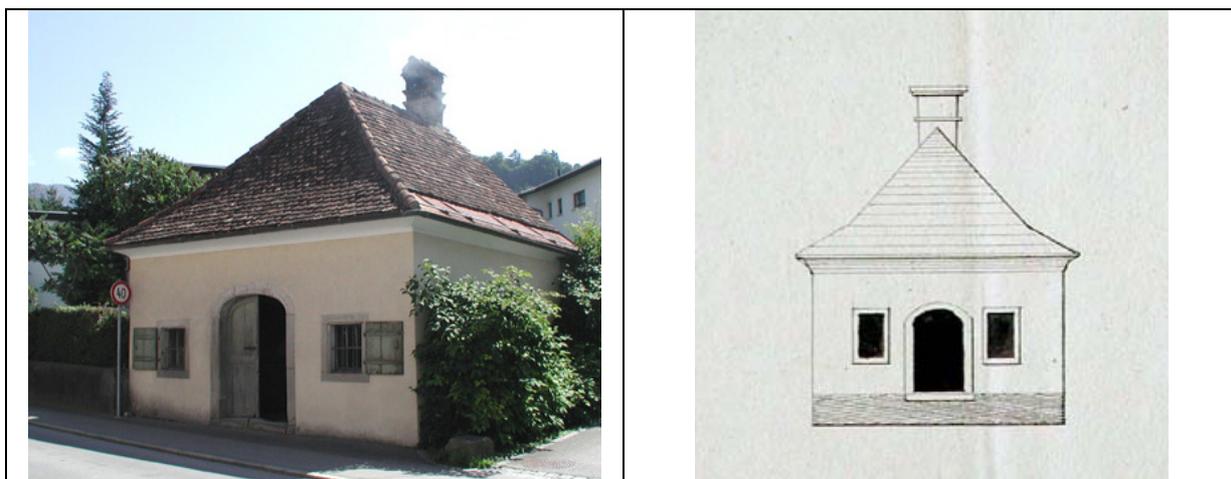
Und abgestrafft worden.

Bruno Oprießnig

Das Waschhaus in der Sebastianstraße

Planer und Erbauer war derselbe, der für die Erstellung der Arlbergstraße zwischen Landeck und Bludenz, für die Regulierung der Dornbirner Ache, für die Erbauung der Kirche St. Martin und der Oberdorfer Kirche und vieler weiterer Objekte verantwortlich war.¹

Gegenüber seinem Wohnhaus Sebastianstraße 1 ließ der Baumeister Xaver Fässler 1829 ein Waschhaus errichten, das noch heute existiert und von seiner Besitzerin mit Sorgfalt erhalten wird. Im Vorarlberger Landesarchiv befindet sich der dazugehörige Bauakt mit dem Einreichplan.



Bauansuchen und Baugenehmigung

Seite 1:

Geschehen Dornbirn 30. März 1829

Vor dem K:K: Herrn Landrichter Dr. Moosbrugger und Kanzlist Huber.

Xaver Fässler Baumeister von Dornbirn bringt an: Er sei Vorhabens, ein Waschhaus auf seiner Wiese an der Sägen gelegen zu erbauen. Diese Wiese grenze an jene des Andre Thurnher Gebhards Sohn, und an die Vizunalstraße. Von der Straße wolle er den Bau in einer Entfernung von 6 Schuh und 3 an der Mark des Thurnher in einer Entfernung 3 an 3 Schuh durchführen, welch letztere hingegen bevor Einwendungen machen werde so wie überhaupt auch in polizeilicher Hinsicht seinem vorhabenden Bau kein Hindernis im Wege stehen.

Er stelle um die Bitte ihm die Baubewilligung

Seite 2:

höhern Orts erwirken zu wollen.

Unterschrift

Xaver Fässler

Infidem

Dr. Moosbrugger Landgericht

Huber Kanzlist

¹ Franz Albrich, Auf den Spuren alter Dornbirner. Franz Xaver Fässler (1782-1842), ein Dornbirner Baumeister. In: Dornbirner Schriften 22, 1996, S. 163-178.

Seite 3:

An das K:K: Landgericht Dornbirn.

Bau 2072/592

Da gegen die vom Xaver Fässler von Dornbirn beabsichtigte Erbauung eines Waschhauses auf seiner in der Säge gelegenen Wiese, weder in polizeilicher noch rechtlicher Hinsicht etwas eingewendet werden kann, so wird ihm vom Kreisamte die angesuchte Baubewilligung ohne Anstand mit dem Beifügen erteilt, dass er die Waschküche ohne die mindeste Abweichung von dem von ihm selbst eingereichten Plan ganz feuerfest herstellen solle.

Dies wird auf den landgerichtlichen Bericht vom 11. dies ZL. 740 mit dem Auftrag erwidert, den Bittwerber hievon sogleich zu verständigen und darüber zu wachen, dass der Bau ganz planmäßig hergestellt werde.

Die mitgeteilten Belege werden rückgeschloßen.

Kaiserlich Königliches Kreisamt Vorarlberg Bregenz, den 21. April 1829

Seite 4:

unbeschrieben

Seite 5:

Vorgegangen Dornbirn 6. April 1829.

Vor dem Gemeindevorstand J. Anton Rhomberg.

In Folge verehrlichen Auftrags von 30 „d. n. Baupolizei Nr. 641/19 wurden auf die Bitte des Xaver Fässler Baumeister da hier, um Bewilligung eines Waschhausbaues die beteiligten Anrainer auf heute vorgerufen, und nach Bekanntmachung des Gesuchs um ihre Äußerung einvernommen.

Andreas Thurnher, an der Sägen als allein beteiligter Anrainer gibt das Erklären ab, dass er nicht gegen den beantragten Bau einzuwenden habe.

Andreas Thurnher

Infidem

J. Anton Rhomberg Gemeindevorstand

Seite 6:

unbeschrieben

Seite 7:

Löbliches kaiserlich königliches Amtgericht.

Das über das Baugesuch des Baumeisters Xaver Fässler da hier um Bewilligung eines Waschküchenbaues mit den Anrainern verfasste Protokoll wird mit den anderen Dokumenten in Folge verehrlichen Auftrags vom 30. des V. M. hiermit zur gefälligen Bedingung übermacht, nach dem auch in polizeilicher Hinsicht von Seite des Unterfertigten Vorstehung nichts gegen besagten Bau einzuwenden ist.

Dornbirn am 10. April 1829.

Von der Gemeindevorstehung allda.

J. Anton Rhomberg Vorstand

Seite 8:

LG Dornbirn Sch. 206

Ulrich Rhomberg

Wundarzt Dr. Michael Lecher und seine Nachkommen

Der in Dornbirn-Kehlen im Jahr 1802 gebürtige Michael Lecher war ab 1830 in Andelsbuch als Wundarzt tätig und ansässig. Er war der letzte einer langen Reihe von Wundärzten in dieser Gemeinde. Ebenso war er zwischen 1840 bis 1845 Badbesitzer und Badearzt in Dornbirn Kehlen. Das Bad, welches im Jahr 1825 durch Rochus Hefel eine Bierbraukonzession erhielt, stand am heutigen Ort des Hauses Kehlerstraße 81 (Furnierwerk Mäser).



Dr. Michael Lecher Wundarzt und seine Frau Maria Barbara Greuss

Das eher unbedeutende Bad, eine Schwefelquelle mit sehr geringem Mineralgehalt, war bereits im Jahr 1895 außer Betrieb. Nachdem Michael Lecher im Jahr 1845 mit seinem Bad in Kehlen in Konkurs ging, kaufte er 1846 das Stahlbad in Andelsbuch. 1828 heiratete er Maria Barbara Theresia Greuss, eine Tochter des Johann Kaspar Greuss und der Maria Katharina Feuerstein aus Grossdorf. Sie hatten miteinander zwei Söhne und zwei Töchter. Kurz nach der Geburt ihres ältesten Sohnes Zacharias übersiedelte die Familie nach Andelsbuch. 1849 übertrug Michael Lecher sein Badeanwesen seiner 2. Ehefrau Antonia Kichel um 15000 Gulden, konnte aber die Zwangsversteigerung des Anwesens nicht verhindern, welches 1850 in den Besitz der Jungfrau Maria Beer überging. Schon beim Erwerb war geplant, das Bad in ein Armenhaus der Gemeinde umzuwandeln, was dann 1852 in die Tat umgesetzt wurde.

Michael Lecher wanderte 1850 nach Amerika aus, um eine neue Existenz aufzubauen. Seine 2. Frau mit seinen Töchtern Anna Katharina und Franziska sollten nachkommen. Michael Lecher, er soll ein guter Chirurg gewesen sein, wurde 1853 angeblich von einem Berufskollegen ermordet.

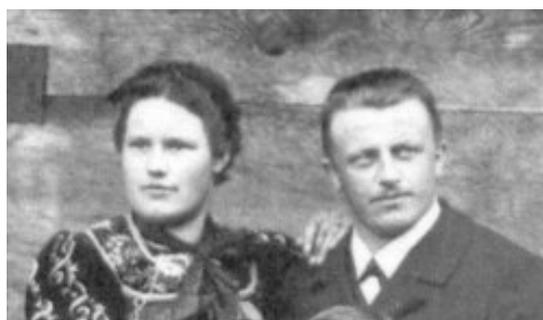
Die ältere, im Jahre 1833 geborene Tochter Anna Katharina heiratete den aus Andelsbuch stammenden Hutmacher Alois Fink. Die Ehe blieb aber kinderlos.

Die 1844 geborene Franziska vermählte sich mit dem aus Mittelberg im kleinen Walsertal stammenden Forstwart Hans Fritz. Aus dieser Ehe entstammten fünf Söhne und drei Töchter, welche alle in Mittelberg wohnten. Anna Katharina, die kinderlose Schwester von Franziska, half des öfteren in Mittelberg aus, im speziellen dann, wenn Franziska wieder ein Kind bekam. So ergab es sich, dass die kinderlose Anna Katharina den Sohn Alois, welcher 1868 in Riezlern auf die Welt kam, als Ziehsohn in Andelsbuch aufzog. Er erlernte das Hutmachergewerbe von seinem Onkel Alois Fink.



Franziska Lecher und ihr
Mann Forstwart Hans Fritz

Musikalisch besonders begabt, war Alois Fritz überall dort zu finden, wo Musik gemacht wurde, im kirchlichen wie im weltlichen Bereich. Als Organist und Chorregent schrieb Alois Fritz mit eigener Hand die Noten aus geliehenen Partituren und Singstimmen ab, um dem Kirchenchor die Auslagen zu sparen. Der vielseitige Musiker Alois Fritz ist auch als Tonsetzer ausgewiesen. Er vertonte Gedichte des Bregenzerwälder Heimatdichters Gerhard Wölflé (1848 - 1904), des Kaplans Eugen Hillmann und eigene Texte.



Ursula Meusburger
und Alois Fritz

Aus der Ehe von Alois Fritz mit der 1881 geborenen Ursula Meusburger aus Andelsbuch gingen die Söhne bzw. Urenkel von Michael Lecher Alfons und Anton hervor.

Alfons Fritz, geboren 1900, wuchs in Andelsbuch auf, wo seine Eltern neben der Hutmacherei auch eine kleine Landwirtschaft betrieben. Bereits in jungen Jahren fiel Alfons durch sein Zeichentalent auf, welches sein Lehrer zu fördern mußte. Schon in der Realschule in Dornbirn war der sehnlichste Wunsch von Alfons Fritz Maler zu werden, denn schulmäßiges Lernen und die trockene Wissenschaft war nicht sein Geschmack. Ein Freund, der damals schon schaffender Künstler war, kannte die

wirtschaftliche Not solcher Berufe und riet ihm davon ab. Sein Zeichenlehrer weckte in ihm das Interesse an Architektur. Durch den frühen Tod seines Vaters im Jahr 1913 war es nicht selbstverständlich ein Studium zu beginnen.

Seine Mutter Ursula führte das Hutmachergewerbe und die kleine Landwirtschaft mit bewundernswerter Energie weiter und mußte auch so manches Stück Vieh verkaufen, um ihren Söhnen das Studium zu ermöglichen, zumal der zweite Sohn Anton 1915 in das Lehrerseminar eintrat. Nach dem Architekturstudium, welches Alfons Fritz in nur vier Jahren mit Auszeichnung an der Technischen Hochschule in München absolvierte, trat er in das Architekturbüro von Professor Clemens Holzmeister in Innsbruck ein. Hier hatte er Gelegenheit, sich an vielfältigen und einmaligen Planungsprojekten des berühmten Holzmeister fortzubilden.



Alfons Fritz Architekt

Im Einvernehmen mit seinem Chef wagte Fritz am Wettbewerb für das Standschützendenkmal am Berg Isel ein Projekt einzureichen. Holzmeister errang den zweiten, sein Assistent Fritz den dritten Preis.

Professor Holzmüller berief den hochbegabten Fritz im Jahre 1925 in sein Privatatelier an der Akademie der bildenden Künste in Wien, wo er auch seine Frau Hildegard Mümmler kennenlernte. Nach kurzer Bekanntschaft heiratete das Paar und übersiedelte nach Dornbirn.

Alfons Fritz eröffnete im November 1926 in Dornbirn sein eigenes Architekturbüro. Eine seiner ersten Arbeiten und wohl auch die persönlichste und gedankenreichste, war das Bludenzer Kriegerdenkmal, das schönste und eigenartigste Vorarlbergs. Mit einem Schlag stand

Alfons Fritz im Mittelpunkt der Baukunst seiner Heimat und von da an erhielt er Auftrag um Auftrag ohne sein Zutun. Freilich war es auch sein Wesen und seine bescheidene natürliche Wälderart, die ihm dazu verhalf. Die Sorge um seine Familie mit seinen drei Kindern ließ ihn nicht rasten. Mit zäher Willenskraft festigte er seine Existenz und wurde sogar noch Lehrer und später Professor an der Bundesgewerbeschule in Bregenz. Im Mai 1932 legte Fritz auch noch die Prüfung als Zivilarchitekt ab. Sein Arbeitsfeld war breit gefächert und beinhaltete Wohn-, Hotel-, öffentliche Bauten, Kriegerdenkmale sowie Kirchen und Kapellen, ebenso Innenausstattungen und Möbel. Sein Schaffen ist in einem Bildband mit dem Titel „Alfons Fritz ein Baukünstler Vorarlbergs und sein Lebenswerk“ erschienen 1933 im Industrie- und Gewerbeverlag Widmann und Janker, München und Wien. Er selbst hat noch maßgeblich an dieser Dokumentation mitgearbeitet, durfte aber die Präsentation nicht mehr miterleben. Allzufrüh verstarb Alfons Fritz an einer nicht ganz ausgeheilten Grippe am 7. Februar 1933. Fritz war ein solcher Individualist, so dass man jedes Werk als das seine erkannte. Ganz zutreffend hieß es in einem Nachruf:

„Was Fritz machte, konnte von keinem anderen sein.“

Anton Fritz, der zweite Sohn von Alois und Ursula Fritz und Urenkel von Michael Lecher, kam am Weihnachtstag 1901 in Andelsbuch zur Welt. Er besaß schon als Kind ein auffallend musikalisches Talent und hat dies mit Sicherheit von seinem Vater mitbekommen.



Bereits mit sechs Jahren bekam er von seinem Vater Klavierunterricht. Dem neunjährigen Anton gab Altpostmeister Gmeiner in Bizau Geigenunterricht, bei Oswald Stollwizer in Dornbirn nahm Anton Fritz drei Jahre Unterricht in Orgel, Klavier, Geige und Flügelhorn. Bereits mit zwölf Jahren war er im Stande, auf der großen Orgel der Pfarrkirche St. Martin in Dornbirn allein ein Amt zu spielen.

Nach der Volksschule in Andelsbuch und dem Lehrerseminar in Feldkirch legte er die Lehrbefähigungsprüfung für Volksschulen ab. Nach den Wanderjahren als Junglehrer in vielen Gemeinden Vorarlbergs wurde er im Jahre 1938 zum Schulleiter in Andelsbuch bestellt. Überall wo Anton Fritz als Lehrer eingesetzt war, kamen den Orten auch seine musikalischen Kenntnisse zugute, nicht nur in der Schule und Kirche, sondern auch in den Dorfkapellen und Männerchören.

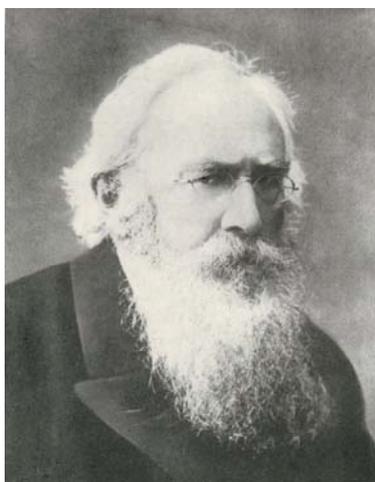
1932 erwarb er wahrscheinlich als erster Bregenzerwälder das Zeugnis eines staatlich geprüften Schilehrers. Als solchen darf man ihn zu den Schipionieren von Damüls zählen, wo er damals als Lehrer angestellt war. Aus einer sehr glückliche Ehe mit Lina Madlener aus Damüls stammen drei Töchter und drei Söhne, denen er eine gediegene Ausbildung zuteil werden ließ, wobei einer seiner Söhne heute noch im geringfügigem Maße das Hutmachergewerbe ausübt. Stets mit der Natur verbunden arbeitete Anton Fritz in der kleinen Landwirtschaft seiner Mutter mit, die der großen Familie zusätzliche Nahrung lieferte.

Heimatkundlich bestens bewandert, lieferte Anton Fritz wertvolle Beiträge zum Andelsbacher Heimatbuch. Große Verdienste erwarb er sich um das Musikleben, des kulturellen Lebens und für die Belange der Schule in Andelsbuch. Er war Kapellmeister des Musikvereins Harmonie, leitete über 40 Jahre den Kirchenchor und war zugleich Organist. Fritz erhielt das Goldene Ehrenzeichen als Musikant, sowie als Chorleiter und Organist die Verdienstmedaille der Diözese.

Immer wieder beschäftigte sich Anton Fritz auch mit dem Volkslied. Mit Lehrerkollegen arbeitete Fritz an dem 1957 erschienenen Liederbüchlein „Bregenzerwälder Lieder und Jodler“. Ein besonderer Verdienst erwarb sich Fritz um die Sammlung von Volksliedern und Volksmusik seiner Heimat. Im Vorarlberger Volksliedarchiv in Bregenz sind 370 Titel, Lieder und Texte erfasst, die aus handschriftlichen Liederbüchern, Heften und losen Blättern bestehen. Unter anderem auch von seinem Vater Alois Fritz.

Anton Fritz vertonte auch Mundartgedichte und schrieb eigene Kompositionen. 1985 wurde Anton Fritz von der Vorarlberger Landesregierung mit dem Verdienstzeichen des Landes Vorarlberg ausgezeichnet.

Die letzten Jahre seines Lebens nach dem Tode seiner Frau Lina durfte Anton Fritz im Hause seines Sohnes Alfons verbringen. Am 14. Dezember 1989 verstarb Anton Fritz. Mit seinem Tod verlor Andelsbuch eine bedeutende und engagierte Persönlichkeit.



Der älteste 1829 geborene Sohn von Michael Lecher, Zacharias, verlebte als Knabe seine Jugendjahre in einer rein bäuerlichen Umgebung. Er wollte den Beruf seines Vaters ergreifen, denn er wurde Student an den Universitäten zu Innsbruck und München, wo er sich mit medizinischen und naturwissenschaftlichen Studien befaßte. Unter anderem war er Assistent für Tierkunde der Universität München. Im Achtundvierzigerkrieg trat Zacharias in die Innsbrucker Studentenkompanie ein und kämpfte mit Auszeichnung in Südtirol, wobei er nach seinen Erzählungen eine italienische Kanone erbeutet haben soll. Da er es als späterer Journalist auch in seinen Jugendjahren mit der Wahrheit nicht immer so genau nahm, glaubte ihm kein Mensch. Vor etwa 10 Jahren machte ich mich in Innsbruck auf die Suche nach dieser Kanone. Im Innsbrucker Zeughaus fand ich tatsächlich die italienische Kanone mit den eingravierten Namen der Studentenkompanie, unter anderen auch der Name Zacharias Lecher.



Zacharias zog Anfang der Fünfzigerjahre nach Wien. 1854 im Zeitalter des ärgsten Druckes, den die reaktionäre Regierung auf die Presse ausübte, wurde Zacharias Journalist. Er trat in die Redaktion des „Wanderers“ ein, bis ihn Ernst von Schwarzer, der 1848 Minister der öffentlichen Arbeiten im Kabinett Doblhoff-Wessenberg gewesen war, in die Redaktion der von ihm gegründeten „Donau Zeitung“ berief. Dr. Zacharias Lecher heiratete Ernst von Schwarzer's Tochter Luise und trat im Jahr 1858 in die Redaktion der damals sehr beliebten „Morgenpost“ ein, und ein Jahr später wurde er Mitarbeiter der „Presse“, in der er in den letzten Jahren als Hauptschriftleiter tätig war. Im Jahre 1896 zog er sich

auf sein Gut in Altenberg bei Greifenstein an der Donau nördlich von Wien zurück.

Anfang der siebziger Jahre gehörte Lecher dem Wiener Gemeinderat an. Zacharias Lecher war Gründer des Wiener Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia“, der mit dem Geistesleben nicht nur Wiens, sondern ganz Österreichs unzertrennlich verbunden ist und heute noch existiert. Besonders befreundet war die Familie Lecher mit Peter Rosegger, den die Wiener Zeitungen anfangs als steirischen Bauern ablehnten. Lecher trat so lange für den Bauerdichter ein, bis ihn auch die anderen gebührend würdigten. Welchen Wert Rosegger auf die Freundschaft mit dem Hause Lecher legte, geht aus den Zeilen hervor, die er darüber schrieb:

„Viel und besonders gerne verkehrte ich in dem Haus Zacharias Lecher, des Redakteurs der „Presse“. Seine Frau Luise Lecher war einer der geistvollsten und geschätztesten Mitarbeiter meines Blattes (des „Heimgartens“); mit Lecher selbst, der aus Vorarlbergs Bauernschaft abstammte, fand ich viele geistige Berührungspunkte. In Lechers Haus fand ich ferner heranwachsende Jugend echten Wiener Schlages, voll Leben, Munterkeit und geistiger Frische. Da gabs Abendunterhaltungen, bei welchen zwischen alt und jung Fragen der Politik, der Kunst und Literatur und alles Mögliche in lebhaftestem, fast leidenschaftlichem Schwung besprochen wurde.“



Dr. Ernst Lecher
Physiker

Ernst, der älteste Sohn von Zacharias und Luise Lecher, sowie Enkel von Michael Lecher, studierte nur ungerne Philosophie. Seine Liebe galt der Bühne, dem Burgtheater, das hatte er von seiner Mutter. Obwohl Ernst vor seinem strengen Vater das Geheimnis seiner Bühnenpläne ängstlich hütete, war doch etwas durchgesickert. Ernst wollte sich in aller Form bei dem berühmten Burgtheaterschauspieler Baumeister prüfen lassen. Der alte Lecher bekam davon Wind und nahm seinen Freund Baumeister das Versprechen ab, den Kandidaten zu entmutigen. Wohl eine tief innere Abneigung des Vorarlberger Bauern gegen die „Komödianten“. Tags darauf sagte ihm Baumeister:

„Ich habe deinen Sohn geprüft und dir zuliebe schweren Herzens gelogen. Er ist eines der größten Talente, die mir seit langem untergekommen sind“. So entscheiden sich Lebenswege.

Dr. Ernst Lecher geboren 1856 wurde Professor der Physik an der Deutschen Universität in Prag und Innsbruck, später o. Prof. und Leiter am 1. Physikalischen Institut an der Wiener Universität. Am Beginn seiner Forschertätigkeit befaßte sich Lecher mit den Untersuchungen über Absorption der Wärmestrahlungen. In einer Studie über elektrische Resonanzerscheinungen beschrieb er die seither nach ihm benannte Anordnung „Lechersche Drähte“ zur Messung der Wellenlänge elektrischer Wellen. Die Originalapparatur befindet sich heute im Technischen Museum in Wien. Mit dieser Anordnung konnte experimentell bestätigt werden, daß die Ausbreitungsgeschwindigkeit der elektrischen Wellen der Lichtgeschwindigkeit gleich ist. Lecher wurde als Ahnherr der Meßtechnik im Bereich der Hochfrequenztechnik bezeichnet. Als Lehrer war Ernst Lecher durch seine lebhaften und an Experimenten reichhaltigen Vorlesungen hochgeschätzt. Ab 1914 war er Mitglied der Akademischen Wissenschaften in Wien. In jedem besseren Lexikon finden wir noch heute einen Hinweis zum Lechersystem des österreichischen Physikers Ernst Lecher.



Dr. Otto Lecher
Reichsratsabgeordneter

Der 2. Sohn, Dr. Otto Lecher, war Jurist und wurde Direktor der Handelskammer in Brünn und einer der bekanntesten und hervorragendsten Reichsratsabgeordneten in der Zeit des Ministeriums des Grafen Badeni vor dem Ersten Weltkrieg. Er war ein großer Redner und hielt am 29. Oktober 1897 eine zwölfstündige Rede um eine Gesetzesvorlage zu vereiteln und der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten. Er beendete seine Rede mit dem Schlußwort:

„Und seien Sie überzeugt, dass die Deutschen in Österreich weder sich ergeben, noch sterben.“

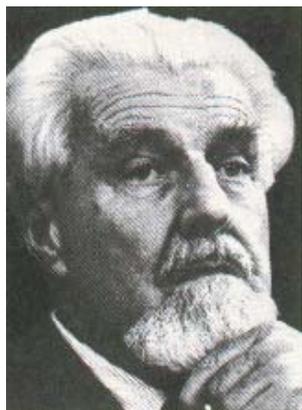
Damit wurde Otto Lecher auf einen Schlag berühmt, denn damals war die Politik den Bürgern und ihren Angehörigen noch wichtiger als heute der Sport. Lecher trat auch weiterhin

für die Interessen der Deutschböhmen und gegen Bevorzugung Ungarns bei den Ausgleichsverhandlungen auf. Nebenbei sei noch erwähnt, daß Otto Lecher ein bekannter Alpinist und Erstbesteiger einiger Dolomitengipfel war.



Zacharias und Luise Lecher hatten insgesamt 7 Kinder; 2 Söhne und 5 Töchter. Eine der herausragendsten Töchter war wohl Emma Lecher. Sie heiratete den schlesischen Arzt Dr. Adolf Lorenz, den Begründer der Orthopädie, dessen Assistentin sie während der siebenjährigen Verlobungszeit war. Sie ist die Mutter des erfolgreichen Forschers und Tierpsychologen der Gegenwart, Dr. Konrad Lorenz, der 1973 den Nobelpreis erhielt.

Nach den Worten des ältesten Sohnes von Emma und Adolf Lorenz, Albert, der dem Beruf des Vaters folgte und ebenfalls Orthopäde wurde, war die Mutter Emma nicht nur der Gute Geist des Hauses, sondern auch eine umsichtige Leiterin der weitläufigen Praxis ihres Gatten in Wien: „Hervorragend dazu begabt, besorgte sie die zahlreichen Patienten aus aller Welt, war von früh bis spät in der Ordination tätig und ertrug die Eigenheiten ihres Gatten mit bewunderungswürdiger Langmut und Klugheit“. Hier ist wohl die allemanische Abstammung bemerkbar.



Hans Nägele schreibt in seinem 1973 erschienenen Buch „Vorarlberger Frauenbilder“ über Emma Lorenz geborene Lecher:

„Emma Lorenz war nicht nur Assistentin und Gattin des Orthopäden Adolf Lorenz geworden, sie hatte nicht nur ihren ehrenvollen Anteil am Lebenswerk ihres Gatten, sondern auch als Mutter am Werden und Schaffen ihrer beiden Söhne, wodurch sie zu den bedeutendsten Frauen ihrer Zeit gehört“.

Prof. Dr. Konrad und Dr. Albert Lorenz

Quellen:

Auswanderer von Vorarlberg in die USA von Meinrad Pichler 1993

Dornbirner Familienbuch

Die Gartenstadt Dornbirn Heimatbuch 1951

Heimatbuch Andelsbuch 1980

Kleines Vorarlberger Heilbäderbuch von Christoph Vallaster 1984

Alte Vorarlberger Heilbäder von Werner Vogt 2001

Neue Freie Presse Abendblatt von 29. Oktober 1897

Privatarchiv von Ulrich Rhombert

Vorarlberger Frauenbilder von Hans Nägele 1973

Wenn der Vater mit dem Sohne von Albert Lorenz 1965

Bregenzerwaldheft 1990 In memoriam Anton Fritz von Erich Schneider

Österreichisches biographisches Lexikon Band V

Bregenzerwaldheft 2000 Architekt Alfons Fritz zum 100. Geburtstag von Walter Johler

Harald Rhomberg

Johann Kaspar Feurstein (1702-1759).

Ein Dornbirner auf der Insel Mainau¹

Der 1984 verstorbene Fabrikant und Nationalrat Dipl.-Ing. Rudolf Hämmerle war der wohl bekannteste und fleißigste Dornbirner Familienforscher. Aus seiner Feder stammen zahlreiche Artikel über lokalgeschichtliche und genealogische Themen. Familiengeschichtliche Gesamtüberblicke erstellte er über die Familien Hämmerle, Rhomberg und Zumtobel. Einen Forschungsschwerpunkt Hämmerles bildete auch die Familie Feurstein.

So veröffentlichte er im Jahrbuch des VlbG. Landesmuseumsvereins 1954 einen Artikel über „Standeserhebungen und Wappenverleihungen in der Sippe der Feuerstein“ und in der selben Reihe 1968/69 einen Beitrag zu „300 Jahre Feurstein-Jahrtag (1667 - 1967)“. Bereits 1964 machte Hämmerle in zwei gleichlautenden Artikeln mit dem Titel „Barockgrabstätte eines Dornbirners in der Schloßkapelle auf der Insel Mainau“² auf die uns heute interessierende Person aufmerksam. Da diese Veröffentlichungen aber in wenig verbreiteten Zeitschriften erschienen und heute kaum mehr bekannt sind, möchte ich die interessante Person Johann Kaspar Feurstein wieder in Erinnerung rufen und dafür den heutigen Rahmen der Geschichtswerkstatt wählen.

Rudolf Hämmerle stieß auf Johann Kaspar Feurstein durch den Umstand, dass bis vor noch wenigen Jahrzehnten in Haselstauden ein Jahrtag der Familie Feurstein begangen wurde und dabei auch Johann Kaspar Feurstein gedacht wurde.

So möchte ich nun zuerst diesen Feurstein-Jahrtag vorstellen und dabei auf das genealogische Umfeld eingehen.

Die Feursteins sind in Dornbirn seit der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts nachgewiesen, stammen aber aus dem Bregenzerwald. Der Jahrtagsstifter Johann Kaspar Feurstein, der Vorname Kaspar kommt in dieser Familie öfters vor, wurde 1612 in Bezau als Sohn des Zacharias Feurstein und der Anna Meusburger geboren. Der Vater des Zacharias', Kaspar, ist 1570 als Landschreiber in Bezau genannt. Johann Kaspar zog nun mit seiner Frau Maria Greussing, wahrscheinlich ebenso eine gebürtige Wälderin, nach Haselstauden und begründete das Gasthaus zur „Gams“. Der Standort der Wirtschaft war gut gewählt, begannen hier doch zwei Saumwege in den Bregenzerwald, einer über die Lose nach Schwarzenberg bzw. einer über den Haselstauder Berg nach Alberschwende. Zur Geschichte dieser Gaststätte, an dessen Stelle im 19. Jahrhundert das sog. „Grafenhaus“ entstand, hat Hämmerle ebenso einen Beitrag in der Zeitschrift „Montfort“ geliefert.³

Der Feurstein'sche Familienjahrtag wurde 1667 mit einem ansehnlichen Stiftungskapital begründet, das mit der Feurstein'schen Wirtschaft in der Haselstauden abgesichert war. Der jeweilige Besitzer musste für die jährlichen Zinszahlungen aufkommen. Mit diesen Zahlungen wurden die jährlichen Kosten des Jahrtags gedeckt, wie die geistlichen Herren für die Ämter und Messen, der Mesner, die Ministranten, Organisten und Sänger und möglicherweise Almosen für Arme. Auch war in der Stiftung ein gemeinsames Essen für die teilnehmenden Anverwandten miteingeschlossen.

Das Stifterpaar hatte drei Kinder, die heirateten. Maria Anna (* 1640) wurde die zweite Frau des Dornbirner Landammanns Georg Wehinger und Anna ehlichte den Haselstauder Leopold Natterer. Kaspar (* 1651) setzte die Feurstein-Linie in Haselstauden fort. Seine Frau war Ursula Mauch, deren Herkunft unbekannt ist. Zwei Töchter dieser Ehe heirateten wieder spätere Ammänner, Franz Danner und Anton Herburger. Der Sohn Johann Kaspar (* 1676) wurde Pfarrer in Widnau.

Johannes (* 1680), verheiratet mit Katharina Huber, hatte drei Kinder. Die jüngste Tochter Ursula starb jung bzw. blieb ledig, die Tochter Anna Maria (* 1700) heiratete den späteren Ammann Zacharias Herburger und der Sohn Johann Kaspar (* 1702) ist unser heutiges „Objekt der Begierde“. Konrad (* 1683, + 1718) heiratete Barbara Wehinger, Tochter des Ammanns Zacharias Wehinger. Dieser Verbindung entsprang Johann Kaspar (1709-1786), der 1750-1757 Dornbirner Landammann

¹ Der Artikel basiert auf einem Vortrag im Rahmen der Dornbirner Geschichtswerkstatt am 2.11.2005.

² Bodensee-Hefte 1964, Heft 9, S. 17-18; Vorarlberg. Eine Vierteljahresschrift, Jg. 2, 1964, Heft 3, S. 16-17.

³ Das Grafenhaus in Dornbirn-Haselstauden. In: Montfort. Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs, Jg. 26, 1974, Heft 2, S. 319-324.

und Gastwirt im Stammhaus war. Er war zweimal verheiratet, 1. mit Katharina Willi, deren Herkunft unbekannt ist, und 2. mit Maria Katharina Natter aus Mellau im Bregenzerwald. Von seinen Kindern erwähnenswert sind der Erstgeborene, Konrad (* 1736), der 1755 als Absolvent des Jesuitengymnasiums in München nachweisbar ist⁴, und das Amt eines Dornbirner Landesfähnrich inne hatte, weiters Maria Barbara (* 1742), die mit einem Meusburger, dem Kanzleiverwalter des Klosters Weißenau bei Ravensburg, verheiratet war. Mit Josef Peter (* 1745) starb 1815 die Haselstauder Linie der Feurstein aus, womit erwiesen ist, dass von den heute in Dornbirn lebenden Feurstein keiner in männlicher Linie vom Jahrtagsstifter abstammt. Dafür finden sich Nachkommen in anderen bekannten Dornbirner Familien, wie Herburger, Rhomberg, Zumtobel, Hämmerle, Winsauer, Rüschi und andere mehr.

Kommen wir nun wieder zu unserem Johann Kaspar Feurstein zurück.

Der erste Einstieg in seine Biografie bildet sein Grabstein in der Mainauer Schlosskapelle. Der Stein ist sehr gut renoviert, die Schrift und das Wappen sind deutlich zu sehen und in schönen Farben gefasst. Die dunkle Schrifttafel ist umrahmt von reicher Barockstukkatur. Am obersten Ende des Grabsteins thront Justitia mit der Waage in der Rechten und dem Auge des Gesetzes in der Linken über dem Wappen der Familie Feurstein. Das Wappen zeigt einen gespaltenen Schild, wahrscheinlich bei der Nobilitierung oder Wappenbesserung und Mehrung aus zwei alten Feursteinwappen entstanden. Im, heraldisch gesehen, rechten schwarzen Felde das doppelte blaue Feuereisen mit oben und unten austretendem roten Feuerstrahl, am unteren Ende das weiße Lämmchen des goldenen Vlieses hängend. Das linke, goldene Feld zeigt eine schwarze, nach einwärts steigende Gemse auf grünem Dreieck.

Auf der linken Seite des Grabsteins finden sich noch die Embleme Glaube, Hoffnung und Liebe (Fides, Spes und Caritas), rechts die Zeichen des Todes (ausgehende Fackel und Totenkopf), am unteren Abschluss die Sanduhr.



Der lateinische Text lautet übersetzt in etwa so:

„Hier ruht endlich wer sonst niemals ruhte, sondern immer unermüdlich arbeitete für die Ewigkeit, für den Vorteil des Staates, für die Freiheit (keine Steuern zahlen zu müssen) des sehr bedeutenden Deutschen Ordens, indem er dessen Rechte und Privilegien 24 Jahre hindurch tatkräftig schützte, der vorher erwähnte, tatkräftige und ruhmvolle Herr Johann Kaspar von Feurstein Licentiat beiderlei Rechte Rat und Kanzleidirektor der weit berühmten Kommende Mainau.

Er verstarb wohl vorbereitet am 21. Oktober 1759, im Alter von 58, sicherlich würdig, dass ihm der Kranz der Iustitia niedergelegt wurde, deswegen weil er das ganze Leben hindurch niemals einen Finger breit von der Gerechtigkeit abwich.

Hier liest du die Namen des Verstorbenen, aber vergiss bitte nicht, dass bald darauf andere unsere Namen lesen.“⁵

⁴ <http://www.peterkefes.de/Blatt1.htm>. Stand 24.10.2005.

⁵ Für die Übersetzung ins Deutsche danke ich meiner Kollegin Yvonne Gächter vom Stadtmuseum Dornbirn.

Aufgrund der Altersangabe beim Zeitpunkt des Todes gelingt die eindeutige Zuordnung Feursteins im Dornbirner Familienbuch. Er wurde am 2. August 1702, wie bereits oben erwähnt, als Sohn des Johannes Feurstein und der Katharina Huber geboren. Die Buchstabenfolge auf dem Grabstein J.(uris) U.(triusque) L.(icentius) belegt sein Rechtsstudium, doch ist zum Studienort nichts genaues bekannt. In den Verzeichnissen von Anton Ludewig über die Schüler am Gymnasium in Feldkirch sowie den Vorarlberger Studenten an anderen Universitätsorten kommt er nicht vor.⁶ Hilfreich ist aber eine unveröffentlichte Arbeit von Karlheinz Burmeister, dem ehemaligen Direktor des Vorarlberger Landesarchivs. So immatrikulierte ein „Jo. Casparus Feyrstein Dorenbiranus“ am 26. November 1721 in Salzburg als „Logiker“.⁷ Das philosophische Grundstudium, das an das Gymnasium anschloss, dauerte in der Regel zwei Jahre und umfasste die Fächer Logik und Physik. Wie lange nun Feurstein in Salzburg studierte und ob er dort auch das Jusstudium absolviert hat, geht aus der Quelle nicht hervor. Möglicherweise wechselte er dann nach Innsbruck, was aber nicht überprüfbar ist, da die entsprechenden Matrikeln dort verloren gegangen sind.⁸ Berufliche Karriere machte er durch 24 Jahre als ein hoher und wie es scheint sehr geehrter Beamter der Deutsch-Ordensritter-Kommende Mainau, wo er auch im 58. Lebensjahr am 21. Oktober 1759 verstarb.

Die Bodensee-Insel Mainau, unweit von Konstanz, ist heute wegen ihrer botanischen Schönheiten als beliebtestes Ausflugsziel am See bekannt. Die Insel gehört der Familie Bernadotte, einem Seitenzweig des schwedischen Königshauses, die im dortigen Schloss residiert. Sicherlich weniger bekannt bei den vielen Besuchern ist aber die weit zurückliegende Geschichte der Blumeninsel, die eng mit dem Deutschen Ritterorden verknüpft ist. Der Deutsche Orden ist eine Gründung der Kreuzfahrerzeit. In Jerusalem entstand gegen Ende des 12. Jahrhunderts ein Hospital der Deutschen, gegründet und geleitet von einer Bruderschaft. 1198 erfolgte die Umwandlung der Spitalbruderschaft zu einem Ritterorden und zu den ursprünglichen Aufgaben der Armen- und Krankenpflege trat nun der Kampf gegen die Ungläubigen und die Feinde des Christentums. Das erste Betätigungsfeld der Ordensritter war Palästina, als der Kampf um das heilige Land aufgegeben wurde, schufen sie sich eine neues Arbeitsfeld, unterwarfen die heidnischen Preußen und beherrschten mit starker Faust das exponierte Land am baltischen Meer. Die oberste Leitung des Ordens, der Hochmeister, saß im Kampfgebiet, zuerst in Akkon, später auf der Marienburg in Preußen. Zur Sicherung des Nachwuchses und der Besitzungen des Deutschen Ordens wurde Deutschland von einem dichten Netz von Ordenshäusern überzogen, an deren Spitze ein Kommandierender, ein Komtur stand. Das Ordenshaus wurde demnach eine Kommende genannt. Zu ihr gehörte begreiflicherweise einiges an Besitz, der zum Unterhalt der Burginsassen und zur Deckung des allgemeinen Finanzbedarfs des Ordens diente. Mehrere Kommenden waren in einer Ballei zusammengefasst, die einem Landkomtur unterstand. Der ganze deutsche Raum war in zwölf Balleien eingeteilt. Über allen Balleien stand der Deutschmeister, der wiederum unmittelbar dem Hochmeister unterstand. Das schwäbische Gebiet gehörte zur Ballei Elsaß-Burgund, zum Sitz des Landkomturs wurde die Kommende in Altshausen. Zu dieser Ballei zählte auch die Kommende Mainau am Bodensee, die um 1270 von der Familie von Langenstein dem Deutschen Orden geschenkt wurde und sich zu einem blühenden Ordenshaus entwickelte. Beim Zusammenbruch des alten deutschen Reichs 1806 kam die Mainau an das Großherzogtum Baden und wurde zu einer Sommerresidenz der Großherzogs. Durch Erbschaft übernahm Graf Lennart Bernadotte die Insel und verwandelte sie zum heutigen „Garten Eden“.⁹ Aus der Zeit des Deutschen Ordens hat sich das heutige Schloss mit der angebauten Kirche erhalten. Die Kirche und das Schloss entstanden zwischen 1732 bis 1746 nach Plänen von Johann Kaspar Bagnato, dem Baudirektor der Ballei Elsaß-Burgund. Am Bau arbeiteten die bedeutendsten Künstler der damaligen Zeit, wie der Stukkateur Francesco Pozzi, der Maler Franz Josef Spiegler und der Bildhauer Joseph Anton Feuchtmayer.¹⁰

⁶ Anton Ludewig, Vorarlberger an in- und ausländischen Hochschulen. Vom Ausgange des XIII. bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts, Bregenz 1920; ders., Die am Feldkircher Lyzeum im XVII. und XVIII. Jahrhundert studierende Jugend (genealogische Studien), Innsbruck 1932.

⁷ Manuskript im Vorarlberger Landesarchiv. Als Quelle wird genannt: Die Matrikel der Universität Salzburg 1639-1810, hg. von Virgil Redlich, Bd. 1 (Salzburger Abhandlungen und Texte aus Wissenschaft und Kunst 5), Salzburg 1933, laufende Nummer 17.253.

⁸ Für die freundliche Auskunft danke ich Dr. Ulrich Nachbaur, Vorarlberger Landesarchiv.

⁹ Vgl. Otto Feger, Die Deutsch-Ordens-Kommende Mainau. Anfänge und Frühzeit (Schriften des Kopernikuskreises 2), Lindau-Konstanz 1958; Hermann Brommer, Schlosskirche Insel Mainau (Schnell Kunstführer 1207), München 1980.

¹⁰ Brommer, ebd.

Und in diese Zeit des baulichen Wandels auf Mainau fällt die Tätigkeit unseres Dornbirners Johann Kaspar Feurstein als juristischer Rat und Kanzleidirektor der dortigen Verwaltung. Über seine konkrete Arbeit für den Deutschen Orden ist noch wenig bekannt, hier würde es noch eingehender Forschungen in den überlieferten Archivalien der Kommende bedürfen, die sich recht umfangreich im Generallandesarchiv Karlsruhe erhalten haben. Als Einstieg für Forschungen bieten sich die entsprechenden Findbücher an, die heute glücklicherweise über Internet abrufbar sind.¹¹ So fand ich für Feurstein drei Eintragungen: einen Akt über die Anstellung als Kanzleiverwalter 1735-1741¹², einen mit Instruktionen und Dienstreise von 1759¹³ und einen über seine Tätigkeit bei verschiedenen Kommissionen in der Herrschaft Hohenfels 1749-1755¹⁴. Der Beginn seiner Laufbahn in Mainau ist somit mit 1735 anzusetzen, was auch mit dem Text auf dem Grabstein übereinstimmt. Hier stellt sich aber die Frage, wo Feurstein zuvor tätig war, da nach dem Ende der Studien bis zum Beginn in Mainau sicherlich einige Jahre verstrichen sind. Vielleicht findet sich eine Antwort darauf im oben erwähnten Anstellungsakt? Zur Herrschaft Hohenfels ist zu sagen, dass dieses Gebiet zwischen Stockach und Pfullendorf im heutigen Landkreis Konstanz mit der heute noch erhaltenen gleichnamigen Burg zur Kommende Mainau gehört hatte, Feurstein dort somit immer wieder dienstlich zu tun hatte.

Zum privaten Leben Feursteins ist auch noch wenig bekannt. Zur Frage, ob Feurstein verheiratet war, findet sich in den Aufzeichnungen des Feurstein-Jahrtags eine Antwort, als dort als seine Frau Maria Genofeva von Maßler, Tochter von Jakob Christoph von Maßler, hochfürstlicher Amtszahlmeister in Meersburg, genannt wird.¹⁵ Meersburg war damals der Sitz des Fürstbischofs von Konstanz, Jakob Christoph von Maßler somit in dessen Verwaltung tätig und kam dadurch sicherlich in Kontakt zu Feurstein. Die Verehelichung fand folglich in derselben Gesellschaftsschicht statt. Über das Vorhandensein von Nachwuchs ist aber nichts bekannt. Johann Kaspar Feurstein vergaß auch nicht auf seine Heimat. So hinterließ er eine reich dotierte Roratestiftung für die Pfarre St. Martin¹⁶, die aber einige Jahre nach dessen Tod bei den Dornbirner Verwandten für Unmut sorgte, weil der Dornbirner Pfarrer de Leo die Messen nicht stiftungsgemäß abhielt.¹⁷

Meine Ausführungen sollten nur ein Zwischenbericht zur Biografie eines Dornbirners sein, der auswärts Karriere gemacht hat. Als erstes ging es mir darum, die früheren Forschungen von Rudolf Hämmerle wieder bekannt zu machen und durch neue Forschungen weitere Mosaiksteinchen für ein biografisches Gesamtbild zu liefern. Zweitens zeigt dieses Beispiel auch, dass es für Abkömmlinge unserer Heimatstadt überaus möglich war, zu entsprechender Bildung zu kommen und im Verwaltungsdienst Karriere zu machen. Dazu finden sich im damaligen „Fleckenteppich“ im Südwesten Deutschlands mit den zahlreichen kleinen weltlichen und geistlichen Herrschaften noch einige weitere Beispiele (Christian Hindelang, Anton Rhomberg, Franz Anton Stauder, Martin Zoller).

¹¹ www.landesarchiv-bw.de. Stand 27.10.2005.

¹² Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 93, Nr. 60.

¹³ Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 93, Nr. 57.

¹⁴ Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 93, Nr. 392.

¹⁵ Rudolf Hämmerle, 300 Jahre Feurstein-Jahrtag (1667-1967). In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1968/69, S. 279.

¹⁶ Erwähnung im „Geistlichen Zinsrodel“, Stadtarchiv Dornbirn, Urk. 699a. Das Stiftungskapital belief sich auf 500 Gulden, das von der Witwe um weitere 100 Gulden aufgestockt wurde.

¹⁷ Vgl. Manfred Tschalkner, Dornbirn in der Frühen Neuzeit (1550-1771). In: Werner Matt, Hanno Platzgummer (Hg.), Geschichte der Stadt Dornbirn, Band 1, Dornbirn 2002, S. 158, 161, Anm. 1292.

Bruno Oprießnig

Es geistert im Wida¹

Der am 1. Januar 1721² geborene Franz Josef Rümmele – Wendels – wie man ihn nannte, stammte aus Kehlen und war mit Anna Kalb vom Oberfallenberg verheiratet.

Franz Josef war erfolgreicher Familienvater, er zeugte fünf Töchter und vier Söhne. Drei Söhne und eine Tochter gründeten eine eigene Familie.

Franz Josef war auch auf anderer Ebene sehr erfolgreich. Er brachte es bei Gericht bis zum Assessore, er war Beisitzer an den verschiedenen Gerichtstagen. Man nannte ihn „Franz Josef Rümmele des Gerichts.“

Der Aufgabenbereich der Gerichtsbeisitzer beschränkte sich nicht nur auf die Anwesenheit bei Gerichtsverhandlungen, sondern umfasste eine Reihe anderer Aufgaben. So dürfte Franz Josef Rümmele auch mit Gutachten in Grenzangelegenheiten und Festsetzung von Grenzsteinen zu tun gehabt haben.

Beim Gerichtstag am 14.2.1773 war Franz Josef letztmalig bei Gericht anwesend. Gut zwei Monate später am 22. April 1773 verstarb er, doch offensichtlich gab es mit der letzten Ruhe erhebliche Probleme. So machte sich im Oberdorf das hartnäckige Gerücht breit, dass Franz Josef Rümmele nachts als Geist anzutreffen sei.

Die landwirtschaftliche Fläche zwischen dem Oberdorfer Ortsrand beim ehemaligen Gasthaus Stern und den Bereichen zwischen Pongartgasse und den Feldern Richtung Kehlen nannte sich seit Jahrhunderten Weidach. Die heutige untere Hafnergasse war im besten Falle ein Feldweg. Und hier, so wurde gemunkelt, bewege sich Franz Josef Rümmele **nächtlicher Weil auf und ab, wo er als Geist wie ein Rapp hören lasse, dass er nicht sorgsam genug gemarket habe.**

Es wird zwar protokollarisch nicht ausdrücklich erwähnt, doch die Reaktionen des Dornbirner Gerichts sprechen Bände, da die Gerüchtebörse den Gerichtsangehörigen ja auf Umwegen unlautere Tätigkeiten unterstellte. Die Verursacher des unguuten Gerüchts waren schnell gefunden und hatten harte Konsequenz zu tragen.

Der Weppacher Lorenz Ulmer (geb. am 26.1.1725) und seine Cousine Magdalena Ulmer (geb. 12.11.1717) mit ihrem Ehegatten Johann Georg Egger (beide wohnhaft Zanzenberggasse 5, wo heute das neue Pfarrheim steht), Katharina Hefel und Agatha Mätzler wurden zwischen 25. bis 28. Januar 1774 vor Gericht zitiert. Richter war der damalige Ammann Johann Kaspar Rhomberg. Zehn Beisitzer und der Waibel (Gerichtsdienener) Felix Gutensohn vervollständigten das Gremium.

Es wurde festgestellt, dass die Beschuldigten **zum großen Ärger wider Wissen und Gewissen** das oben beschriebene Gerücht unter dem gemeinen Volk ausgestreut haben. Das Urteil klingt hart:

Es Ist hiermit erkannt, dass selbe zu deren wohl verdienten Strafe und anderen zum Abscheu und Exempel, nächsten Sonntag allesamt nach dem Gottesdienst, mit Anhängung einer Tafel als Ehrabschneider über die Toten auf öffentlichem Platz vorgestellt werden sollen, und sodann sollen selbe die weitere Strafe zwei mal 24 Stunden bei Wasser und Brot in der Gehorsame abzubüßen haben.

¹ StAD, GB 5, S. 307.

² StAD. Die genealogischen Daten stammen größtenteils aus dem Dornbirner Familienbuch. Das Todesdatum konnte durch dieses Gerichtsprotokoll im Sterberegister exakt identifiziert werden.

Bruno Oprießnig

Korrekturen und Ergänzungen

Mitteilungen der Dornbirner Geschichtswerkstatt, Heft 2 – Seite 10, Absatz 3.

Der Verfasser der „Emser Chronik“ nannte sich Johann Georg Schleh.

Mitteilungen der Dornbirner Geschichtswerkstatt, Heft 2 – Der „Schmidtberg“ ... – Seite 15.

*Claus Ule uff dem Taugstain gesessen zinst ab seinen 2 Jaucharten Ackher auff dem Tugstain stossen oben an Hannß Wehingern, zum andern and gmaind, driten an **Petter Heuen erben** und ander sein guet zum vierten an Bartholoma Blasern Ledig Besiglet Annos 1560 1 Pfund Pfennig, Mer zinst er weiter so nit im Brieff begriffen --- 10 Schilling, Gibt Georg Keckhle*

In dieser Nennung befindet sich ein bislang unbekannter Name:

Peter Heuen. Der Besitz seiner Erben stößt an den Acker des Claus Ule, der auf dem Tugstein zuhause war. Leider verrät das Dokument nichts über seinen Besitz, doch da an anderer Stelle Hans Martin von Ems und Claus Ule genannt werden, ohne ihren Besitz zu beschreiben, dürfen wir auch bei Peter Heuen annehmen, dass er „auf dem Tugstein gesessen“ hatte. Da seine Erben dies um 1560 tun, dürfen wir Peter Heuen vorläufig im Jahre 1530 dort ansiedeln.

Die Emser Chronik von Johann Georg Schleh, gedruckt um 1616 in der Hohenemser Buchdruckerei des Grafen Kaspar berichtet auf Seite 18 und 21:

Anno 1585 Graff Hans Peter von Mosar die Graffschaft Werdenberg sampt Wartaw denen von Lucern verkauft. Anno 1493 verkaufftens ermeldte von Lucern Herr Georgen und Matthisen von Castelwart.

Anno 1498 die von Castelwart denen von Heuen.

Und letztlichen Anno 1517 Wolfgang von Heuen Thurmbherr zu Straßburg und Constantz auch Georg von Heuen Freyherrn gebrüdere denen von Glarus das Schloss, Statt und Graffschaft Werdenberg ... sampt Wartaw um 21500 Gulden.

Es sind mir zwar keine historischen Verknüpfungen zwischen den Brüdern Freiherr Wolfgang und Georg von Heuen und der damals im Oberdorf dominierenden Dornbirner Linie der Emser bekannt, doch drängen sich in Anbetracht der Seltenheit des Namens „Heuen“ und der Namensgleichheit gewisse Vermutungen auf. War Peter Heuen etwa ein Nachfahre dieses Geschlechtes? Verknüpfungen gab es jedenfalls zwischen der Feste Torrenbüren und den Werdenbergern.

Die inzwischen jüngste bekannte Nennung des Schmidtbergs finden wir in „Dornbirn Inventare, CD-ROM Nr. 24, Schachtel 24, Akt 2211 (1801), S. 1, 3 und 6:

10. April 1801: Verlassenschaft des Josef Rick, Kirchgasse 5:

Vermögenstand

Das vorhandene alte Haus und halben Stadel samt halbem Torkel und Zugehör nebst dazugehörigem Kraut und Rebgarten lt. Schaffzettel (Kirchgasse)

1 St. Heugut im Schmidberg genannt lt. Schaffzettel

Dem Sohn Jüngling Johannes Rick wird zugeteilt: 1 St. Heugut samt dem Bühel im Schmidberg lt. Kaufbrief um – 650fl.

Der aus Kirchgasse 5 stammende Johannes Rick scheint darauf (Fassion 1808) in Bergstraße 30 als Hausbesitzer auf. Dieses um diese Zeit erbaute Haus befindet sich exakt an dem im Artikel erwähnten Schmidtberg.

Die Stichhaltigkeit der Schmidtberglokalisierung dürfte somit zweifelsfrei sein.